

Religiöses aus Asien

Autor(en): **Züricher, U.W.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **16 (1926)**

Heft 22

PDF erstellt am: **12.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-639569>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Mischung von Mittelalter und Neuzeit. Nur ein Beispiel: um einen bestimmten Antrag zu stellen muß der Volksvertreter sitzen und einen Hut auf dem Kopf haben, sonst gilt der Antrag nicht! Oder: der Präsident des Oberhauses sitzt nicht etwa auf einem Stuhl, sondern auf dem „Woolfack“, einer dicken — Matratze, die auf dem Boden liegt. Dagegen haben die Vertreter des Oberhauses ein Telephon an ihren Sitzen; wofür im Unterhaus für 165 von den 615 Vertretern die Sitzgelegenheiten fehlen, so daß sie nach den Neuwahlen tagelang anstehen, um sich einen Sitzplatz für die kommende Amtsdauer zu erringen! So wechseln da in seltsamster Weise altüberlieferte Gebräuche mit modernsten Einrichtungen. Und wie hier, so ist es überall in England: wir kennen dieses Volk eigentlich noch recht wenig und verstehen es noch seltener. F. Sch.

Wenn die Linden blühen.

Sa, wenn die Linden blühen, ist vieles möglich und bis alle 250 Abarten, die wir von den Linden kennen, ihre letzten, angenehmen, wie Arznei wirkenden Däfte verbreitet haben, kann sich vieles ändern sowohl beim Einzelnen als auch bei ganzen Völkern. Bis dann können liebe Menschen dahinsterben auf schwerem Krankenlager oder auf jähe Art und Weise, die die Angehörigen treffen kann wie ein Blitz aus heiterm Himmel. Wenn die Linden blühen, gehen wir über in das zweite Halbjahr, in welchem die Tage anfangs wärmer und bald wieder kürzer werden; wo langsam der farbenreiche Herbst in das Land hereinkommt und noch brät, was der Monat August gekocht hat. Blüht nur ihr lieblichen Lindenbäume, gebt süßen Nektar den fleißigen Bienen, der kranken Menschheit einen gesundmachenden Tee aus den Blüten. Die Linde blüht und spendet reichlich Schatten zur warmen Sommerszeit. Unweit davon blühen in den Getreidefeldern der feuerrote Mohn und die violette Kornblume. Das prachtvolle Roggenfeld wird vom kühlen Abendwind wellend gebläht und nebenan schließt der blühende Klee die Blütenköpfe zu. Aus dem wogenden Getreidefeld läßt die Wachtel ihr „danke Gott“ und „fürchte Gott“ erschallen im rhythmischen Tone. Wenn die Linden blühen, ist für viele Leute Ferienszeit. Sie verlassen gerne ihre Arbeit für einige Wochen und Tage. Steden sich als Ziel die wunderbaren Gebiete, an denen die Schweiz so reich ist. Man wählt sich einen ruhigen, erholungbringenden Ort, sei es im lieblichen Boralpengebiet, an den Gestaden unserer herrlichen Seen, oder man traxt herum an toten, steilen, gefahrbringenden Schneebergen oder gährenden Gletscherpaltten, die dem Menschen so vieles zu sagen wissen. Im Tale hat der Bauer das duftende Heu unter Dach und Fach gebracht. In den höhern Lagen sind die Leute eben daran, das durch die intensive Sonnenbestrahlung viel gehaltreichere und aromatischere Bergheu zu dörren für das liebe Vieh im Winter. Steigen wir noch höher, durch harzduftende Wälder, triechenden Bergwachholder, so tönt das liebliche Herdengeläute der Alptiere an unser Ohr. Hoch oben, so viel dem Himmel näher, weilt über Sommer hie oben der Aelpler mit den ihm anvertrauten Tieren. Er genießt das viel besungene Aelplerleben, um das ihn Tausende von Menschen beneiden, die ihre Wohnstätten weit unten haben im lärmenden Getriebe der Welt und wo Hochkamme mit dem Rauch die Luft verpesten. Und noch weiter oben arbeitet unter Todesgefahr am schwindelnden Abgrund der Wildheuer und hie und da sichert ein Marmeltier mit seinem gellenden Pfiff. Steigen wir herab von Bergeshöhe ins düstere Tal, so blühen noch immer die Linden. Abendfriebe, Abendruhe in weiter Stille! Wenn die Linden blühen, blüht allerorts das heilkräftige Johanneskraut. Es zirpt die Grille bei beginnender Dämmerstunde und bringt Abwechslung, nachdem der Abendgesang der Vögel verstummt ist und die Lerche nach dem Jakobitag überhaupt nur noch selten zu hören ist. Am

Horizont bäumen sich schwergeladene Gewitterwolken, die den Pflanzen das köstliche Raß bringen und den Menschen angenehme Kühlung. Aber am Morgen blühen wieder von neuem die Lindenbäume und noch viel reiner ist ihr liebevolle Menschen aber achten nicht blühende Linden und Rosen! Zeit, wo in zahllosen Farben und Formen sie ihre Kelche öffnen und Wolken berausenden Duftes verbreiten. Wie viele Menschen aber achten nicht blühende Linden und Rosen. Müde, abgestumpft hasten sie dahin und machen sich Sorgen um raffendes Verdienen und vergessen so leicht: „Noch ist die blühende goldene Zeit, noch sind die Tage der Rosen.“

Wenn die Linden blühen, beschleicht mich ein heimliches Sehnen. Zur Blütezeit der Linden wurde mir auf jähe Art und Weise ein lieber Freund dahingerafft, mitten im vollen Leben, mitten aus strenger Arbeit und im Mund noch drei Blätter der Linde und drei blühende Lindenblüten.

Sa, wenn die Linden blühen, ist vieles, vieles möglich.
J. Meier.

Zwei Gedichte von Helmut Schilling.

Glaube an die Schönheit.

Blid ich lange in die Sonne,
Ist mein Auge Glanzes voll,
Ist geblendet, voller Wonne,
Sieht nicht, was es schauen soll.

Sieht nicht all die dunkeln Schatten,
Die an meinem Wege stehn;
Kann nur strahlend helle Matten
Unter lichter Sonne sehn.

Also kann ich oftmals bliden
In die Schönheit, in das Licht;
Und wenn Nebel mich umstriden,
Bin ich glücklich, seh' sie nicht.

Das ist dann ein tief Empfinden,
Da ich Schönheit schauen kann,
Die die andern selten finden; —
Denn sie glauben nicht daran!

Auf hohem Turme ...

Auf hohem Turme steh' ich, mitten in der Stadt,
Erblide staunend, was der Mensch erschaffen hat,
Was er durch harte Arbeit, sauren Schweiß gewann:
Die Stadt, ob der schon manch Jahrhundert still verrann.

Es ist das Werk, das durch der Menschen Kraft entstand,
Ein Felsenhort in weitem, endlos grünem Land. —
Mein Blid ist starr. Das schufen Menschen, so wie ich!
Mein Auge trinkt, genießt; — doch jezt verliert es sich:

Vom starren Mauerwerk schaut es auf weite Au'n,
Ein schlichtes Grün; doch schön und herrlich anzuschau'n.
Vom hohen Turme seh' ich nach den Feldern hin,
Ich fühle Sehnsucht, die mich möchte fernwärts zieh'n.

Nach jenem Werke, das kein Mensch noch je vollbracht,
Das endlos weit sich dehnt in schlicht vollkomm'ner Pracht,
Der Menschheit fern, die lächerliches Selbstlob begt,
Da sie den Kieselstein auf sammt'nen Teppich legt.

Religiöses aus Asien.

Von U. W. Züricher.

Der Rotapfelverlag hat es sich zur Aufgabe gemacht, uns mit den religiösen Strömungen des heutigen Asiens auf dem Laufenden zu halten. Und zweifellos ist das Interesse groß, denn sonst könnte nicht in rascher Reihenfolge Buch um Buch erscheinen. Die religiöse Unruhe unserer Zeit drängt zwar nicht unbedingt nach neuen, aber doch nach

persönlich erlebten, als haltbar empfundenen Grundvorstellungen. Zweifel herrscht, ob die überlieferten Vorstellungen höchsten Anforderungen entsprechen. Überall wird ausgetauscht nach lebendig religiösen Persönlichkeiten, gleichgültig ob sie in spezifisch christlichem oder anderem Gewand auftreten.

Den größten Einfluß übt heute offenbar Mohandas Karamchand Gandhi aus, den die Verehrung Mahatma Gandhi nennt. Mahatma heißt große Seele und ist offenbar ein gänzlich inoffizieller aber höchster Ehrentitel, den ein beseligtes Volk in freier Uebereinkunft seinen geistigen Führern verleiht. Viele vergleichen Gandhi ohne weiteres mit niemand geringerem als mit Christus. Nicht nur das indische Dreihundertmillionenvolk, sondern die weite Welt horcht vielleicht auf seine Stimme eines Mitlebenden so aufmerksam als auf die dieses Hindu, der mit seiner sanften Energie sogar das britische Weltreich in Atem hält. Romain Rolland, der feine, kluge und mutige Franzose, der immer ausgesprochener der Vertreter alles rein und tief Menschlichen in Frankreich wird, hat Gandhi ein begeistertes Buch gewidmet. Wie sieht er aus, dieser Erlöser? Einem Gesundheitsbüchlein, das er geschrieben,*) ist ein Bild beigegeben: Ein kleines, mageres Männchen mit mürrischem, fanatischem Gesichtsausdruck, breiten Lippen, Schnäuzchen, spitzer Nase, konzentriertem Blick, mittlerer Stirne, großen abstehenden Ohren. Ich hoffe, das Bild gibt wie viele Photographien einen falschen Eindruck, denn alle persönlichen Bekannten rühmen die Güte und freundliche Energie seines Wesens. Tagore, dem Rolland gerecht wird, und für den das teilweise künstlich aufgepeitschte europäische Interesse kläglich schnell erlahmt ist, überzeugt mit seinem durchgeistigten, etwas an den alten Ruskin erinnernden Arierkopf viel mehr. Und an Tagore als Vertreter der Annäherung zwischen indischer und europäischer Geisteswelt darf man in dem Augenblick wohl erinnern, wo fast ganz Indien der wohl momentan als nötig empfundenen, aber doch vorübergehenden Boykottbewegung Europa, speziell England gegenüber, folgt.

Aber sehen wir zu, wie Gandhi lebt und lehrt. Den größten Einfluß außer den altindischen Religionsbüchern übte auf Gandhi die wilde Reformatorengestalt Tolstois aus. Ein äußerst lezenswertes Buch,**) das neben vergleichenden Darstellungen verschiedener Weltreligionen Tolstois Beziehungen zu Indern, Persern, Ägyptern, Türken, Chinesen, Japanern schildert, widmet Paul Birnkoff „dem großen vergewaltigten indischen Volke und seinem großen Führer Mahatma Gandhi. Hier sieht man die Fäden deutlich, die Jasnaja Poljana mit Ahmedabad, der Hauptstätte Gandhischer Erziehtätigkeit verbinden.

Gandhis Lehren gipfeln etwa in Folgendem: Keine Gewalt anwenden, die Gewalt durch Liebe überwinden; die Wahrhaftigkeit über allen Vorteil, auch den des Heimatlandes setzen; nur die unentbehrlichsten Nahrungsmittel aufnehmen, selbstverständlicher Vegetarismus; Wurzeln und Früchte essen; keine Betäubungsmittel gebrauchen; keine Geschlechtsbeziehungen; als Besitz nur absolut Notwendiges behalten; keine Gegenstände gebrauchen, bei denen man die Herkunft nicht kennt; selbstverständliche Furchtlosigkeit; Kampf gegen die Kunst, soweit sie nicht das Leben veredelt; Kampf gegen die Lehrer, soweit sie die bloße Verstandeschulung der manuellen und der Charakterbildung überordnen; Kampf gegen alle Klassenunterschiede mit Klassenabgrenzungen; Kampf gegen die Beamten, soweit sie bloß blinde Werkzeuge schimpflicher Gewaltherrschaft bedeuten; Kampf gegen die Ärzte, soweit sie uns Krankheiten heilen, ohne die Ursachen der Krankheiten zu beseitigen; Verwerfung des Impfens und der Vivisektion.

Man sieht schon aus dieser kurzen Aufzählung die vielfachen Beziehungen zu Tolstoi. Bei allem bleibt das große

Eindrucksvolle eines völlig ungewohnten Versuches mit religiösen Mitteln politisch zu wirken. Im erfolgreichen und verfolgungsreichen Kampf gegen die Unterdrückung der In-



Mahatma Gandhi.

der in Südafrika schmiedete Gandhi seine Waffen. Passive Resistenz ist seine Lösung. Der Gewalt nicht gehorchen; aber sich auch nie dazu verleiten lassen, selber Gewalt anzuwenden. Durch keine Gewalt sich verhärten lassen, auch dem Gegner gegenüber nicht.

Nach Indien kehrte er als großer Führer zurück. Keine englische Waren, Gerichte, Ärzte, Schulen gebrauchen; die englische Herrschaft leer laufen lassen: Das wurde seine furchtbare Waffe; selber Spinnen und Weben sein verpflichtendes religiöses Symbol, das in ganz Indien gewaltige Anhängerschaft fand. Dieser Verbindung von altindischer asketischer Religiosität mit sehr realen Methoden einem ungeheuren Gegenwartsdruck erfolgreich zu begegnen, verdankt Gandhi zu einem Teil wohl seine unerhörte Autorität; zum andern freilich der schlichten Tatsache, daß sein Herz voll Güte allem seelischen und materiellen Elend der Massen offen steht.

Die englische Regierung schaute nicht geduldig zu. Gandhi wurde verhaftet und auf Grund eines Artikels, der Aufreizung zur Abneigung gegen die gesetzmäßige Regierung mit Strafe belegt, zu sechs Jahren Gefängnis verurteilt, womit Gandhi selbst sich durchaus einverstanden erklärte. Der Untersuchungshaft, dem Prozeß, dem Verhalten im Gefängnis, Gandhis Erkrankung und Freilassung und dem Verhalten Indiens während dieser Zeit ist ein dicker Band gewidmet,*) der ein geistiges Drama von ungewöhnlicher Wucht entrollt. Nicht nur Gandhis indische Anhänger, auch Engländer berichten darüber, daß man schon bis zur Verurteilung Christi gehen müsse, um würdiges Vergleichsmaterial zu finden. (Schluß folgt.)

*) Ein Wegweiser zur Gesundheit.

**) Tolstoi und der Orient.

*) Gandhis Lebenszeit.